

Zum Ort des «Nationalen» in den Geisteswissenschaften

Deutsche Professoren wecken Befürchtungen, an der Universität komme das «Schweizerische» zu kurz

Von Daniel Müller Nielaba*

Die Kritik an der hohen Zahl deutscher Professoren an der Universität Zürich entstehe unter anderem aus der Angst, das «Schweizerische» in Lehre und Forschung komme zu kurz, schreibt Germanistik-Professor Daniel Müller Nielaba. Die Angst sei völlig unbegründet.

Wer darüber klagt, dass an etlichen Instituten der Universität Zürich eine recht hohe Anzahl von Professorinnen und Professoren deutscher Herkunft tätig ist, sollte sich sehr genau überlegen, worauf diese Klage zielt: Geht es darum, dass die Universität Zürich aufgrund der glücklicherweise zur Verfügung stehenden Mittel und dank ihrem hervorragenden wissenschaftlichen Ruf in der Lage ist, ihre Professuren mit den jeweils besten internationalen Fachkräften zu besetzen, dann sollte dies nicht beklagt, sondern mit grosser Zufriedenheit bedacht werden. Geht es weiter darum, dass zu diesen Besten nicht immer und nicht für jedes Lehrstuhlprofil Schweizer gehören können, so gilt es, erstens, die vergleichsweise

mischen Arbeitsmarkt. Es scheint allerdings, als ob bei der öffentlichen Klage über die angebliche Untervertretung von Professorinnen und Professoren schweizerischer Herkunft im universitären Lehrkörper noch ein anderes Problem eine gewichtige Rolle spielt: Die Sorge, es kämen in einem international zusammengesetzten Professorium automatisch die «Schweizer» Gegenstände entweder überhaupt zu kurz, oder aber sie könnten nicht angemessen bearbeitet, erforscht, unterrichtet werden.

Die Schweiz ist ein Thema . . .

Diese Vermutung hält sich in der öffentlichen Meinung erstaunlicherweise ebenso standhaft, wie sie von der Sache her vollkommen falsch ist. So klärt bereits ein Blick in die entsprechende Forschungsdatenbank unmissverständlich darüber auf, dass der wissenschaftliche Leistungsausweis der linguistischen Abteilung des Deutschen Seminars auch und gerade im Bereich der Mundartforschung hervorragend ist. Es genügt auch, sich eines der Lehrveranstaltungs-Verzeichnisse

der letzten Semester kurz anzusehen, um festzustellen, dass das literaturwissenschaftliche Unterrichtsangebot des Seminars in erheblichem Masse mitgeprägt ist durch den fortwährenden Bezug auf «Schweizer» Themen und Autoren sowie auf übergreifende kulturelle Interferenzen, in denen das schweizspezifische Element ebenfalls zum zentralen Gegenstand wissenschaftlicher Betrachtung wird. Was sachlich nicht zu begründen ist, sich aber als öffentliche Meinung mit erstaunlicher Argumentationsresistenz behaupten kann, muss womöglich unter anderen Gesichtspunkten als denjenigen eines rational zu fundierenden Wissens bedacht werden, was hier abschliessend kurz versucht werden soll.

. . . aber das «Schweizerische» gibt es nicht

Prominentes Beispiel wäre naheliegenderweise die sogenannte «Schweizer Literatur»: Niemand, sofern bei Trost, bestreitet, dass es eine erfreuliche Vielzahl an Autoren mit schweizerischer Herkunft gab und gibt, die sich durch eine bemerkenswerte Sprachkunst auszeichnen; so wenig wie zu bezweifeln wäre, dass die Bezeichnung

immensen Kapazitätsunterschiede zu bedenken, die es nichts als logisch machen, dass der deutsche Wissenschaftsbetrieb erheblich mehr erstklassige Forschende generiert als der schweizerische; und es gilt, zweitens, selbstverständlich zu handeln, an den Orten der Forschung selber, den Instituten, dort also, wo der hervorragende Nachwuchs gezielt hervorgebracht und vermehrt wird – oder eben nicht.

Schweizer Professoren untervertreten?

Das Deutsche Seminar der Universität Zürich, mit einem vergleichsweise hohen Anteil deutscher Professorinnen und Professoren, trägt diesem Umstand bewusst Rechnung: Ein zielgerichtetes Promotionsstudium mit der Möglichkeit ausgewählter Forschungsaufenthalte im Ausland und mit einer verbindlichen wissenschaftlichen Begleitung wird künftig bereits auf Doktoratsstufe sicherstellen, dass sich begabte junge Wissenschaftler von Anfang an den Ansprüchen eines internationalen Forschungskontextes stellen. Analoge Pläne gibt es für die nächste Qualifikationsstufe, die sogenannte Postdoc-Phase, in der sich die Besten aus den Reihen des Nachwuchses die Voraussetzungen für die Bewerbung auf eine künftige Professur erarbeiten sollen – und zwar explizit mit Blick auf den internationalen akade-

* Der Autor ist Professor für Neuere deutsche Literaturwissenschaft und Co-Leiter des Deutschen Seminars der Universität Zürich.

NZZ-Blog: Deutsche in der Schweiz

dau. Die Deutschen bewegen die Schweiz. Diesen Eindruck hinterlassen die vielen, teilweise emotionalen Reaktionen, welche die Diskussion um die angebliche «Germanisierung» der Universität Zürich auslöste: Ein sonderbares Unbehagen hat die sogenannte geistige Elite des Kleinstaates erfasst. In Leserbriefen ist von einer «unreflektierten Art» die Rede, «mit welcher der Zuwanderung von Arbeitskräften aus dem nördlichen Nachbarland hierzulande begegnet wird». Es sei «befremdend, unter den Hochschuldozenten in ihrer Mensa praktisch nur Hochdeutsch zu hören», meint ein anderer Vertreter der *Vox populi*. Derweil eine bayrische Stimme vorschlägt: «Wir nehmen 1000 Professoren wieder zurück und schenken euch dafür euren lieben und so bescheidenen Josef Ackermann.» Wie also steht es um das Verhältnis von Schweizern und Deutschen? Jens-Rainer Wiese, aus dem Ruhrgebiet stammend, lebt seit dem Jahr 2000 in Bülach. Seit über zwei Jahren betreibt der studierte Geisteswissenschaftler, der heute als IT-Consultant arbeitet, das vielbeachtete Blog www.blogwiese.ch, auf dem er über «Erlebnisse und sprachliche Beobachtungen als Deutscher in der Schweiz» berichtet. In den nächsten zwei Wochen ist er aus aktuellem Anlass Gast auf «NZZvotum», der Blog-Plattform der Neuen Zürcher Zeitung. – Diskutieren Sie mit.

www.nzzvotum.ch

zu bezwecken wäre, dass die Bezeichnung «Schweiz» Stoffe versammelt, deren Literarisierung immer wieder zu ungemein spannenden Resultaten in Form hoch interessanter Texte führte und führt.

Allerdings hat eben umgekehrt auch noch niemand den Nachweis geführt, dass es bei demjenigen, was diese Literarisierungen von «Schweizer» Angelegenheiten in einem tatsächlich wissenschaftlichen und nicht bloss inhaltlichen Sinne kennzeichnen würde (den formalen Aspekten, den texttheoretisch analysierbaren Poetologien, den intertextuellen Verfahrensweisen usw.), irgendein fixierbares Element gäbe, das es erlauben würde, «Schweizer» und andere deutschsprachige Literatur definitiv und plausibel zu trennen – etwa durch den Nachweis, dass spezifische sprachliche Charakteristika in einem Gedicht Eugen Gomringers ganz grundsätzlich anders verwirklicht wären als bei Helmut Heisenbüttel, und zwar wegen der schweizerischen Herkunft des einen.

Man könnte also sagen, im strikten Sinne stehe die Bezeichnung «Schweizer Literatur» für etwas, was im Gegenstand selbst nicht vorhanden sei. Und dieser Gegenstand wiederum stehe damit «für» etwas, was an ihm selber gar nicht unmittelbar zu verorten sei: Man spricht in einem solchen Fall auch von einem «Fetisch». Fetische aber sollten in einer aufgeklärten Geisteswissenschaft nicht vorausgesetzt, nicht «geglaubt», sondern erforscht werden – unter Beteiligung der besten Köpfe, im Idealfall.